

Zeitschrift:	Das Rote Kreuz : officielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes
Herausgeber:	Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz
Band:	31 (1923)
Heft:	14
Artikel:	Von falschen, kurzen und hutlosen Haaren : Plauderei
Autor:	Scherz
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-546816

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von falschen, kurzen und hutlosen Haaren.

Plauderei.

Schon oft ist auf die Schädlichkeit unserer Kopfbedeckung aufmerksam gemacht worden. Besonders die festen, steifen Hüte sind vielfach schuld am vorzeitigen Haarausfall. Ein steifer Hut muß gut anschließen, sonst wackelt er sehr komisch auf dem Schädel des Besitzers herum. Nun sind die Kopfformen sehr verschieden und die wenigsten Leute lassen ihre Hüte anpassen, wird in die Länge oder Quere gedehnt und übt so naturgemäß auf den Umlauf des Schädels einen mehr oder weniger starken Druck aus. Dieser beständige Druck hat nach und nach eine Kompression der Haarbodengefäße zur Folge, sie werden allmählich zusammengedrückt und dadurch leidet die Ernährung des Haarbodens. Schlecht ernährte Organe verkümmern aber und so gehen allmählich die Haarwurzeln zugrunde. Die Haare fallen nun aus, oben auf dem Schädel fängt es an und schließlich ist nur noch ein mitleidiger Kranz von Haaren zu sehen, der die Glatze umgibt. Sie transit gloria mundi!

Bei Frauen mag der soeben erwähnte Einfluß der Hüte seltener die Ursache von zu lichtem Haarboden zu sein. Der reichlichere Haarwuchs läßt das Gewicht des Hutes — es gibt auch sehr schwere Damenhüte — nicht so schädlich einwirken. Vielfach sind es Erkrankungen des Haarbodens selbst oder unzweckmäßige Haarpflege, welche schuld sind am frühzeitigen Haarausfall. Das weibliche Geschlecht hat es im allgemeinen auch leichter, allfälligen Haarausfall zu maskieren. Wenn die noch vorhandenen nicht dazu langen, so kann man ja durch ausgefallene eigene oder fremde erzeugen was fehlt und so eigenen Haarwuchs vortäuschen. Man macht sich so einer kleinen Unehrlichkeit schuldig. Diese Unehrlichkeit stammt aber nicht etwa erst aus unserer Zeit. Schon vor Jahrhunderten, ja,

Jahrtausenden wurde auf diese Weise nachzuholen gesucht, hat aber etwa mal auch scharfen Tadel gefunden.

In Kottelmanns Werk: „Gesundheitspflege im Mittelalter“ finden wir sehr interessante Auszüge aus den Predigten des in Schaffhausen um die Mitte des 15. Jahrhunderts geborenen Straßburger Pfarrers Geiler. Er hat sich nicht gescheut, in seinen Predigten etwas Gesundheitslehre zu treiben. — So weist er in einer solchen darauf hin, wie widernatürlich es sei, falsches Haar zu tragen, und sagt: „O Weib, horche, erichrecket dich solches nicht, das du frömbd Haar eines gestorbnen Weibs übernacht auff dem Kopff behaltest? Damu welches Weib ist also kuen, daß sie einer abgestorbnen Frawen Leib oder etliche Glieder bey ihr im Bett hette, fuerwar, es wuerde nicht bald eine gefunden werden.“ Und als besondere Warnung spricht er dann weiter den Wunsch aus: „Ich wollt, das allen Weibern ergienge, die sich mit froembdem Haar schmückten, wie vor zeiten einer zu Paris begegnet ist, die hat sich auffs schoenste geschmückt mit froemdem haar, als sie aber on alle gefahr bey einem Affen fuerueber gieng, erwuescht sie der Aff, und riß ihr den schleier ab dem kopff und nachmals auch das auffgebuefft haar, und ward sie also vor jedermann zu schanden, ward ihres entlehneten haares beraubt, welches ohn zweiffel aus sonderlicher Anschickung Gottes geschehen ist.“

Auch Schriftsteller unserer Zeit deuten etwa darauf hin. So spricht in Tolstois „Anna Karénina“ der Fürst Tscherbatki zu seiner Tochter Kitty, der er tröstend mit der Hand über den Kopf streicht: „Eine greuliche Mode, diese Chignons, immer liebkost man bloß die Haare verstorbener Frauenzimmer, die eigene Tochter erwischet man nur mit den Fingerspitzen.“

Freilich, die Männer machten es nicht viel besser und suchten ihre Eitelkeit durch auffallende und unnatürliche Haartracht zu befriedigen. Schon bei den alten Deutschen hatte ähnliches stattgefunden, denn da bei diesen dem Edlen die blonde, dem Freien die rötliche und dem Unfreien die schwarze Haarfärbung zuzukommen schien, so mußte, was etwa die Natur versagt hatte, die Kunst erlegen. Besonders bereitete Seifen sollten dem Haar die gewünschte Farbe geben. Perücke und Zopf sind uns durch die Geschichte ja allenwohl bekannt genug. Wie unhygienisch das Tragen solcher Perücken war, das die Kopfhaut ohne Verdunstung ließ, geht aus mancher trefflichen Schilderung von Zeitgenossen hervor. Man nahm es sowieso mit der Reinigung des Körpers in dieser Perückenzeit nicht sehr genau. So hielt man sich auch nicht sonderlich darüber auf, wenn unter diesen Perücken kleine, winzige Tierchen ihr Dasein fristeten.

Die Perücken sind längst verschwunden. Im allgemeinen hat sich der Haarpflege eine etwas mehr durch hygienische Grundsätze geleitete Sorgfalt zugewendet. Alle möglichen Faktoren haben dabei mitgeholfen. Vor allem aus hat die Sonne wieder Wertschätzung gefunden. Die alten Aegypter benützten schon die Sonne, sie trugen keine Kopfbedeckung, und der griechische Geschichtsschreiber Herodot ließ sich erzählen, daß die in der Schlacht bei Pelusium gefallenen Perser fast alle schwerere Verletzungen des Schädels als die Aegypter aufwiesen, gerade weil die Schädel der Perser durch das beständige Tragen von Hüten verweichlicht worden seien. Im Mittelalter wurde die Kopfpflege schwer vernachlässigt. Erst unsere Zeit hat sich ihr allmählich wieder zugewendet und ist dies nicht zum kleinen Teil gerade der in Krankenpflege- und Gesundheitskursen geleisteten Kleinarbeit zuzuschreiben.

Der Einfluß der Sonne und der Luft im Freien auf den Haarwuchs ist bekannt, sie

wirken wie ein Reiz auf die Haarwurzeln. So versucht sich denn allmählich die Sitte einzubürgern, durch Nichttragen des Hutes diesen Einfluß der Sonne und der atmosphärischen Luft zu mehren. Die unbedeckte Kopfhaut wird dadurch abgehärtet, wird weniger empfindlich gegen Temperaturschwankungen und bewahrt dadurch vor manchem Schnupfen. Zirkulationsstörungen durch den Druck des Hutes fallen weg und geben so keinen Anlaß zum Haarausfall.

In der neuesten Zeit haben nun oft Seuchenzüge ihre Träger gezwungen, kürzeres Haar zu tragen. Flecktyphuskranke werden kurz geschnoren, weil die Übertragung durch Läuse geschieht; die Grippe führte oft zu Haarausfall zum großen Leid mancher Schönen, so daß man heute viel mehr wie früher besonders auch Frauen mit kurzgeschnittenen Haaren sieht. Merkwürdigerweise stehen diese vielen Trägerinnen ganz gut an, so daß, was früher „shocking“ war, heute fast zur Mode wird. Etwas Bequemlichkeit mag ja auch dabei sein, das lästige Kämmen der Haare wird so auf ein Minimum reduziert und man kann sich des morgens früh eine halbe Stunde länger der Ruhe hingeben.

Das Tragen kürzerer Haare gestattet aber auch, leichter eine vernünftige Haarpflege zu üben, führt mehr Luft und Licht zu, und weniger steht zu befürchten, daß etwa ein Windstoß die sorgfältig aufgebaute Coiffure zerstört.

So könnten wir denn in der hutlosen Mode einen ganz erfreulichen hygienischen Fortschritt sehen. Wir verstehen natürlich unter hutloser Mode nicht das ausnahmsweise In der Handtragen des Hutes, das man beim schönen Geschlecht etwa sieht, wenn die Coiffeuse soeben mit aller Finesse die Frisur beendigt hat. Wir verstehen darunter das Nichttragen des Hutes überhaupt.

Leider begegnen wir aber Auswüchsen, die sie in Mißkredit zu bringen suchen. Hauptfächlich wird das durch die Eitelkeit so vieler

junger Vertreter des sog. stärkeren Geschlechts besorgt. Es mag ja sein, daß das Kopfhaar mehr Pflege verdient, wenn kein Hut getragen wird. Aber nicht genug damit, daß ein auf Distanz riechendes Parfum von weitem schon den stolzen Herrn der Schöpfung und dessen weibische Allüren verrät. Dieser Eindruck wird beim Nahen noch unliebsam vermehrt durch alle möglichen Manipulationen der Haarkünstler, wobei die Brennschere eine große Rolle spielte. So treffen wir denn diese Adonis in enggeschnittener Taille mit weibischer Haarfrisur oder mit von Fett glänzenden langen Haaren. Und nicht einmal im Spiegelchen, das beständig konsultiert wird, erkennen sie, was für Modeäffchen sie geworden sind. Müßt es etwas, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie mit ihrer Coiffure ganz sicher ihre Haare schädigen, daß sie allmählich gerade das Gegen teil von dem erreichen, was sie beabsichtigten? Nein, kaum! Gitelkeit läßt sich nicht belehren! Wenn sie sich mit diesem Tun alleine schädigen würden, könnten wir schließlich nicht viel dagegen haben. Jedem das Seine! Aber sie machen einen wohlgemeinten hygienischen Fort-

schrift zum Geißelt und halten dadurch andere ab, sich dieser einmal wohltätigen Mode zu bedienen.

Ein anderer Prediger des Mittelalters, Berchtold, flagt schon in dem bereits erwähnten Werk über diese Auswüchse. Er findet sie weibisch und spricht daher einen solchen Mann mit „Adelheid“ an: „So tragend sumeliche (einige man (Männer) daz har sam (wie) die Frauen lang. Ihr Herren merket mir daz gar eben: alle die als (ebenso) langes har tragent als diu wip, das sie reht wipes herzen tragent als (wie) die wiup und an deheimer (keiner) stat (statt) einen man versten (vertreten) mügent. Pfi dich, Adelheid, mit dinen langen hare, das du nit entweist (weißt) wie übel ez dir stet und wie lesterlichen.“ — Ja, „lesterlichen“ sieht es aus und man möchte ihnen zurufen: „Schämt euch doch, ihr junges Volk, ihr Zierpüppchen, die die kommende Generation vertreten wollt!“

Helft, liebe Samariterinnen, helft mir, diese Pomaden- und Brennscherengimpel verschwinden machen. Laßt diese Weibermännchen nicht auftkommen! Wendet Euch von ihnen und lacht sie aus!

Dr. Scherz.

Zum Verkauf des Rotkreuz-Kalenders.

Im letzten Jahr wurde zum ersten Mal ein Rotkreuz-Kalender herausgegeben; selbstverständlich war man gespannt, zu sehen, ob ein solches Werk die Unterstützung des Schweizervolkes finden würde, denn die Flut der Kalender, die heute auf den Markt gebracht wird, ist eine sehr große. Aber siehe da, es gelang. War der Kalender durch seine Ausstattung an und für sich etwas Gediegenes, das zum Kaufe lockte, so hat zum Erfolg nicht zum wenigsten auch die getreue Mitarbeit der Samaritervereine beigetragen, die es sich nicht nehmen ließen, trotz der reichlichen Sammlungen aller Art, die in den letzten Jahren stattfanden, auch hier ihren

Mann zu stellen. Alle Erwartungen wurden getäuscht, als sich auf Schluß des Rechnungsjahres herausstellte, daß dem Roten Kreuz aus dem Verkauf sogar ein ganz ansehnlicher Reinertrag zufiel. Die Samariter haben nun an der letzten Abgeordnetenversammlung in Schaffhausen gehört, daß auf 1. Januar 1924 durch das Rote Kreuz die Herausgabe eines Nachrichtenblattes für die Rotkreuz- und Samaritervereine beginnen wird. Dieses Blatt, „Der Samariter“ genannt, bringt aber dem Roten Kreuz ein erhebliches Defizit, wenn wenigstens der vorgesehene Preis von Fr. 1 für die 52 Nummern „Samariter“ beibehalten werden soll. Gerade